

ANNE UND NIKOLAUS SCHNEIDER

Vom Leben und Sterben

**Ein Ehepaar diskutiert über Sterbehilfe,
Tod und Ewigkeit**

Im Gespräch mit Wolfgang Thielmann



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Bibelstellen sind entnommen aus: Lutherbibel, revidierter Text 1984,
durchgesehene Ausgabe © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

© 2019 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.sonnhueter.com,
unter Verwendung eines Bildes von © Hannes Leitlein

Lektorat: Anja Lerz, Duisburg

DTP: Magdalene Krumbeck, Wuppertal

Verwendete Schrift: Scala

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7615-6533-9 Print

ISBN 978-3-7615-6534-6 E-Book

ISBN 978-3-7615-6628-2 Hörbuch

www.neukirchener-verlage.de

Inhalt

Einführungen	7
1. Wolfgang Thielmann	7
2. Anne Schneider.....	14
3. Nikolaus Schneider.....	17
I. Wer ist Gott, und wenn ja, wie viele?	23
II. Was ist der Mensch? Gottes verantwortliches Ebenbild oder Gottes Marionette?	43
III. Was ist uns der Tod? Lehrmeister oder Feind des Lebens?	71
IV. Welche Rolle spielen Theologie und Kirche in der gesellschaftlichen Debatte über den assistierten Suizid?	109
V. Schlusswort	147
Quellenverzeichnis	151
Weitere Empfehlungen	152

Einführungen

1. Wolfgang Thielmann

Darf ich den Schluss meines Lebens selber festlegen? Darf ich das, wenn mir die Kraft zum Leben ausgeht, wenn mich Schmerzen quälen oder meine Hoffnung nur noch in der nächsten Chemotherapie mit furchtbaren Nebenwirkungen und ungewissem Ausgang liegt? Und sollte ein Arzt mir dabei helfen können, mein Leben zu beenden? Und wenn ich mir ein tödliches Medikament kaufen und ans Bett stellen könnte – würde mich das entlasten und mir die Sorge vor der Qual nehmen, sodass ich mich nicht selbst töte, sondern weiter aufs Leben einlasse?

Um diese Fragen geht es in dem vorliegenden Buch. Ich habe Anne und Nikolaus Schneider dabei begleitet, sich und ei-

Das **niederländische Gesetz „über die Kontrolle der Lebensbeendigung auf Verlangen und der Hilfe bei der Selbsttötung“**:

In den **Niederlanden** darf ein Patient Medikamente verlangen, die ihn töten, wenn ärztlich bestätigt wurde, dass sein Leiden unerträglich und sein Zustand aussichtslos ist. Freunde dürfen sie ihm besorgen, und ein Arzt darf **aktiv** eine tödliche Spritze setzen. Die Tötung auf Verlangen und die Unterstützung beim Suizid sind unter bestimmten Voraussetzungen nicht mehr strafbar.

„Die Niederlande“ stehen hier verkürzt für die **aktive Sterbehilfe**.

inander Fragen zu stellen und Antworten zu formulieren, aufgebaut auf theologische Überlegungen und gesättigt von biografischen Erfahrungen. Beide haben eine Tochter verloren, die an Leukämie starb. Beide haben eine Krebserkrankung von Anne Schneider durchgestanden. Und beide haben andere Menschen bei diesen Fragen und beim Abschied vom Leben beigestanden.

Mich beschäftigen diese Fragen, seit ich Mediziner aus den Niederlanden kennengelernt habe, die die Fragen von oben ohne Umschweife mit Ja beantworteten. Wir trafen uns zum ersten Mal auf einer Tagung deutscher Politiker, Mediziner, Juristen und Theologen mit Kollegen aus den Niederlanden. Gerade war in den Niederlanden ein neues Gesetz verabschiedet worden „über die Kontrolle der Lebensbeendigung auf Verlangen und der Hilfe bei der Selbsttötung“. Es war weltweit das erste seiner Art. In den Niederlanden und auch in Belgien darf ein Patient seitdem Medikamente verlangen, die ihn töten. Freunde dürfen sie ihm besorgen, und ein Arzt darf eine tödliche Spritze setzen – wenn der Patient das ausdrücklich wünscht, wenn er von einem Arzt beraten wurde, wenn sein Leiden unerträglich und sein Zustand aussichtslos ist. Und wenn ein zweiter Arzt das bestätigt hat. Regionale Kommissionen überprüfen die einzelnen Fälle im Nachhinein.

Damals habe ich neu verstehen gelernt, warum wir in Deutschland vorsichtiger sind. Das Christentum, die Naturrechtslehre und Immanuel Kant haben starke Barrieren errichtet gegen die Selbsttötung und schon gar die Mithilfe dazu: Kant, weil die Selbsttötung dem kategorischen Imperativ widerspricht, nach dem das eigene Handeln immer auch vorbildlich für andere sein soll, das Christentum, weil eine Selbsttötung in das souveräne Handeln Gottes eingreift. Auch wenn wir heute ein anderes Verständnis der Not von Menschen am Ende ihres Lebens gewonnen haben – die meisten Staaten verbieten

die Beihilfe zur Selbsttötung bis heute. So sind zum Beispiel alle Versuche gescheitert, vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ein Recht auf Beihilfe zur Selbsttötung zu erstreiten.

Zudem verpflichtet uns die Geschichte des Dritten Reiches mit seiner Vernichtung angeblich unwerten Lebens. Die Niederländer sprachen im Rahmen der Debatte unbefangen über „Euthanasie“, den „guten Tod“, ein Wort, das in Deutschland vergiftet ist: Die Nazis benutzten es für die Ermordung behinderter Menschen. Diese Geschichte veranlasst Deutsche bis heute, Fragen nach der Hilfe zu sterben besonders vorsichtig zu beantworten. Denn die Möglichkeit, auf Verlangen zu sterben, kann sich umkehren in einen sozialen Druck, seinem Leben ein Ende setzen zu lassen, wenn es angeblich nichts mehr wert ist, weil es nichts mehr produziert außer Hilfebedarf. Deswegen gilt in Deutschland die unbedingte Pflicht zur Hilfeleistung, wenn jemandes Leben in Gefahr ist – auch, wenn er sich selber das Leben zu nehmen versucht hat.

Auf der Tagung mit den Niederländern habe ich den alttestamentlichen Hiob als Kronzeugen gegen die niederländische Regelung angeführt. Hiob klagt Gott an, dass er ihm das Leben zumutet, obwohl er ihm alles genommen hat: seinen Besitz, seine Familie, seine Gesundheit. Sein Zustand war aussichtslos und sein Leiden unerträglich. Und doch hat er sein Leben ausgehalten, bis Gott ihm begegnete und ihn ansprach und Hiob daraus neue Hoffnung gewann. Daraus leitete ich die Einsicht ab, dass niemand beim Sterben allein gelassen werden dürfte. Dann würden die Fragen nach der Hilfe zum Sterben leiser. Da sei eine Lösung zu suchen. Das entspreche zudem der Antwort der Christen auf die Frage nach dem guten Tod, die seit der Antike gestellt wird.

Die Antwort der Christen auf Leiden und Sterben war eine systematische und organisierte Krankenpflege unter der Verantwortung des Bischofs.

Die Antwort der Christen auf Leiden und Sterben war eine systematische und organisierte Krankenpflege unter der Verantwortung des Bischofs. So wurden die sich daraus entwickelnden Krankenhäuser mehr noch als Kult und Bildung zum grundlegenden Beitrag der Christen zur Kultur der westlichen Welt und darüber hinaus. Bis heute ist das Krankenhaus ein Charakteristikum einer christlich geprägten Kultur. Schon in den ersten Jahrhunderten hieß es, es zeichne die Christen aus, dass bei ihnen niemand ungetröstet stirbt.

Die Lösung, so sagte ich damals, liege nicht in der unwiderföhlischen Beendigung des Lebens. Doch ein niederländischer Arzt entgegnete mir zornbehend, dass auch er evangelischer Christ sei – und dass er es sich in aller Form verbitte, sich einen Verstoß gegen christliche Grundlagen vorhalten zu lassen. Die Situation habe sich gewandelt. Im Zeitalter der modernen Medizin könne man ein Leben bis ins Absurde verlängern. Und die Selbstbestimmung des Menschen über sein Leben, auch über dessen Ende, sei ein ebenso legitimes Kind des Christentums wie die Fürsorge für Kranke. Die alte Frage brauche eine neue Antwort.

Anne und Nikolaus Schneider haben diese Entwicklung als Religionslehrerin und als Pfarrer in Moers nahe der niederländischen Grenze erlebt und sich mit der Frage nach dem Sterben auseinandergesetzt. Später wurde Nikolaus Schneider Präses der Evangelische Kirche im Rheinland und 2010 Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Er hat die Frage oft zum Thema gemacht.

Die Diskussion ist weitergegangen. In der Schweiz haben sich Vereinigungen gebildet, die sterbewilligen Menschen ein tödliches Medikament besorgen. Dort ist die Begleitung bei der Beendigung des eigenen Lebens erlaubt, solange der Sterbewillige das tödliche Mittel selbst einnimmt. Die bekannteste Organisation, „Dignitas“, berichtet, dass sie mehr Interessenten aus Deutschland betreut als aus der Schweiz. Doch während dieses Buch entsteht, muss sich der „Dignitas“-Leiter Ludwig Minelli vor Gericht dem Vorwurf stellen, mit der Tätigkeit seines Vereins unrechtmäßig viel Geld an sich gebracht zu haben.

Ende 2010 berichtete ich für meine Zeitung, die ZEIT, über ein Ehepaar aus München, das zwei Jahre brauchte, um es unter die Füße zu bekommen, dass die Mutter der Frau mithilfe von „Dignitas“ ihr Leben beendet hatte, ohne mit den Kindern darüber zu sprechen. Sie fahre in Urlaub, hatte sie den Kindern gesagt. Zwei Wochen später erhielten sie die Einladung zu ihrer Beisetzung. Sie hatte alles allein geregelt.

In den Jahren danach schwoll die Diskussion um einen selbst gewählten Tod und ein würdiges Sterben erneut an. „Dignitas“ gründete seinen deutschen Verein. Und wirbt für ein selbstbestimmtes Sterben. Weitere Organisationen traten auf, darunter die des früheren Hamburger Senators Roger Kusch, die auch in Deutschland Menschen helfen wollten, an tödliche Medikamente zu kommen. Das veranlasste den Bundestag, die Hilfe beim Sterben neu zu regeln. Die Bundesärztekammer ist bis heute der Meinung, dass es gegen das ärztliche Ethos ver-

Die Regelung **in der Schweiz**: Die Begleitung bei der Beendigung des eigenen Lebens ist dort erlaubt, solange der Sterbewillige das tödliche Mittel selbst einnimmt.

„Die Schweiz“ steht hier verkürzt für die **passive Sterbehilfe, den assistierten, begleiteten, aber selbst vollzogenen Suizid.**

stößt, Medikamente zu verabreichen in der Absicht, den Patienten zu töten.

In den Beratungen des Bundestages setzte sich 2015 der Antrag von Kerstin Griese (SPD) und Michael Brand (CDU) durch. Er verbietet die gewerbsmäßige Sterbehilfe und schiebt damit der Tätigkeit von „Dignitas“ in Deutschland einen Riegel vor. Kerstin Griese hatte ihren Vorschlag in Abstimmung mit der evangelischen Kirche und ihrem Ratsvorsitzenden Nikolaus Schneider vorbereitet.

Allerdings sind die Regeln so eng gefasst, dass Ärzte sich fragen, ob das Verbot der Gewerbsmäßigkeit auch sie treffen kann, denn sie verdienen mit ihrer Arbeit Geld. Vor dem Bundesverfassungsgericht sind derzeit Klagen gegen das Gesetz anhängig. Und Roger Kusch will ein Schlupfloch gefunden haben, um sein Angebot mithilfe eines Schweizer Ablegers seiner Organisation neu aufleben zu lassen. Das macht dieses Buch noch einmal aktueller.

Auch Anne Schneider hält die Regelung von 2015 für zu eng. Sie erkrankte 2014 an einer aggressiven Form von Brustkrebs. Die Prognose war ungünstig. Damals hat sie in zwei großen Interviews in der „Zeit“ und im „Stern“ auch über das Thema Sterbehilfe gesprochen. Sie sagte damals: Wenn keine Behandlung mehr anschlägt, wünsche sie sich die Möglichkeit, in die Schweiz zu fahren und ihrem Leben selbst ein Ende zu setzen. Damit trugen die beiden den Konflikt, der die Gesellschaft beschäftigt, auch zwischen sich aus. Nikolaus Schneider lehnt es ab, das eigene Leben zu beenden. So lautete auch die Position der EKD. Aber er erklärte, dass er seine Frau in die Schweiz begleiten würde. Inzwischen ist die akute Krebstod-Gefahr für Anne Schneider abgewandt.

Doch bleiben Fragen, auch die, die beide unterschiedlich beantwortet haben: Ist es richtig, Menschen beim Leben und beim Sterben zu helfen, aber ihnen nie direkt zum Sterben zu verhelfen? Sollte ein Arzt Schmerzmittel verabreichen, dann bei schweren Schmerzen möglicherweise auch so starke, dass der Patient davon sterben kann – aber darf er kein Mittel verordnen, das das Sterben *beabsichtigt*? Folgt das aus der Überzeugung, dass Gott uns das Leben gibt und nimmt und nicht wir selbst?

Mildert es zudem den Druck des Leidens, wenn ich ein tödliches Mittel am Bett stehen habe, sodass ich nicht dazu greife? Oder fördert, ganz entgegengesetzt, die Möglichkeit der Selbsttötung den Druck auf den Patienten, mit seinem Tod den Angehörigen und der Gesellschaft viel Aufwand zu ersparen? Was bedeutet ein würdiges Lebensende?

Ich danke Anne und Nikolaus Schneider, dass sie sich auf dieses Gespräch eingelassen haben und ihre Gedanken mit den Lesern teilen.

Bonn, im Januar 2019

Wolfgang Thielmann

2. Anne Schneider

Aufgewachsen in einer rede- und diskussionsfreudigen Großfamilie, deren Mitglieder evangelische und katholische, freikirchliche und landeskirchliche, evangelikale und befreiungstheologische Wurzeln und Neigungen hatten, stand für mich außer Frage:

Gott existiert. Und: Über Gott kann man streiten. Vor allem darüber, was Gott von uns Menschen erwartet. Wie in Gottes Augen wohl ein „gutes Leben“ und ein „gutes Sterben“ aussehen.

Sollen und müssen wir Menschen um Gottes und um unserer Seligkeit willen auf vieles verzichten, was Spaß macht oder was unser Verstand als sinnvoll erachtet? Und wem oder was billigen wir die Autorität zu, konkret und aktuell zu entscheiden, auf was wir Menschen verzichten müssen?

Diese strittigen Glaubens- und Lebensfragen haben mich mein Leben lang theoretisch und praktisch begleitet. In unterschiedlicher Intensität und mit ganz unterschiedlichen Konkretionen. Das ging von banalen Kindheitsfragen wie „Ist mein Rommé-Kartenspiel ein Gebetbuch des Teufels?“ über existenziell durchaus wichtige Fragen meiner Jugend wie „Erwartet Gott von mir, dass ich meine Jungfräulichkeit bis zur Eheschließung bewahre?“ bis zu „Pfusche ich Gott in sein Handwerk, wenn ich die Pille nehme, um eine Schwangerschaft zu vermeiden?“. Und das geht bis heute, wenn ich etwa mit Nikolaus über die Frage streite „Kann und darf ich in meiner Verantwortung vor Gott und Menschen meinem Leben selbst ein Ende setzen?“.

Sterben und Tod gehören zum Leben – diesen lapidaren Satz habe ich in meinen jetzt siebzig Lebensjahren nicht nur als tröstliche Lebensweisheit, sondern auch als aufrüttelnde Infragestellung meiner Gottesbilder erfahren. Vor 14 Jahren starb unsere jüngste Tochter an Leukämie, seit mehr als vier Jahren

lebe ich mit der Diagnose Brustkrebs. In den letzten Monaten haben wir verstärkt erlebt und erlitten, dass Abschiede und Beerdigungen von Freunden und Weggefährtinnen eine Begleitmelodie unseres fortgeschrittenen Alters sind. Und nicht zuletzt verunsichern und erschrecken uns jeden Tag neu die Nachrichten von gewaltsamem Sterben in Kriegen, bei Unfällen, Terroranschlägen, Naturkatastrophen und auf der gefährlichen Fluchtroute über das Mittelmeer.

Sterben und Tod gehören zum Leben – unter manchen Umständen sogar zu einem „guten Leben“. Auch das steht für mich außer Frage. Infrage allerdings steht für mich, wie viel und was wir Menschen an den Umständen von Sterben und Tod tun können und dürfen, damit auch die Schlussphase des irdischen Lebens „gutes Leben“ ist.

Die Diskussion über das Thema „Sterbehilfe“ begleitet Nikolaus und mich schon viele Jahre. Seit unserem gemeinsamen Theologiestudium streiten wir darüber, wie viel Verantwortung der Mensch vor Gott und auch im Glauben an Gottes Wort für seine Schlussphase des irdischen Lebens trägt. Konkreter wurde es 2001, als die Niederlande ein Sterbehilfegesetz verabschiedet haben. Dort können Ärzte seitdem aktiv Hilfe zum Sterben leisten, wenn ein Patient das ernsthaft und längerfristig wünscht, weil er schwere Schmerzen leidet und keine Aussicht auf Besserung besteht.

Wir wohnten damals in Moers, eine halbe Autostunde von der niederländischen Grenze entfernt. Ich war Religionslehrerin an einer Realschule. Das Thema kam in meinem Unterricht vor. In den Klassen 9 und 10 behandelte ich mit meinen Schülern und Schülerinnen Tod, Sterben und Sterbehilfe als religionsethisches Thema. Schon in dieser Zeit haben Nikolaus und ich festgestellt, dass wir unterschiedlich denken im Blick auf die Bewertung, wie weit menschliche Verantwortung an dieser Stelle gehen kann und gehen sollte – theologisch, aber

auch politisch. Und ob für uns persönlich ein assistierter Suizid – etwa in der Schweiz – denkbar wäre. Für mich war das der Fall, für Nikolaus nicht. In dieser Kontroverse hatte Nikolaus allerdings zugesagt, mich in einer solchen Ausnahmesituation zu begleiten und meine Hand zu halten, er würde aber mein Sterben nicht selber aktiv herbeiführen.

Im Juni 2014 bekam unsere langjährige theoretische Diskussion durch meine Krebsdiagnose eine persönliche und praktische Färbung: Es handelte sich um einen inflammatorischen, also „entzündlichen“ Brustkrebs, der schon mehrere Lymphknoten im Achselbereich befallen hatte. Es hätte sein können, dass auch schon Knochen und andere Organe mit Krebszellen infiltriert waren. Damals habe ich gesagt: Ich nehme den Kampf auf, aber ich weiß nicht genau, wie lange und wie weit ich ihn führe. Ich laufe dem Leben nicht um jeden Preis hinterher.

Beim Sterben unserer Tochter Meike hatten wir in den letzten Monaten ihres Lebens den Eindruck, man kämpfe medizinisch gegen eine Hydra aus der griechischen Mythologie: Eine Schlange mit drei Köpfen, und wenn man einen abschlägt, wachsen zwei neue nach. Ich habe deshalb Nikolaus und dann auch öffentlich in Interviews erklärt: Jetzt könnte eintreten, was Nikolaus mir schon vor Jahren zugesagt hat, nämlich dass er mich in „die Schweiz“ begleitet ... „Die Schweiz“ war dabei allerdings ein politisches Statement von mir, weil ich die dortige gesetzliche Regelung zur Sterbebegleitung – anders als in Holland mit der aktiven Sterbehilfe – für sinnvoll und angemessen halte. Und ich mir auch für unser Land eine solche Regelung wünsche. Für mich persönlich hoffte und hoffe ich, dass ich in einer solchen Situation befreundete Ärztinnen oder Ärzte finde, die mir einen Suizid zu Hause ermöglichen. Dass ich mich also nicht in den Zug setzen und womöglich in einem Schweizer Hotelzimmer oder gar auf einem Parkplatz mein Leben beenden muss.

Vertrauensvolle und widersprüchliche Gedanken bei unseren theologischen Überzeugungen zu einem assistierten Suizid bewegten Nikolaus und mich also nicht erst nach meiner Krebsdiagnose im Sommer 2014. Und trotz aller Kontroversen über die theologische Bewertung der Selbsttötung und über angemessene politische Regelungen zum assistierten Suizid waren und sind Nikolaus und ich uns doch in den für uns existenziell wichtigen Punkten einig:

Die beste Sterbehilfe, die wir uns selber geben können, ist das Vertrauen, dass in Gott unser Glauben, Hoffen und Lieben „bleiben“, also eine Zukunft über den Tod hinaus haben.

Und die beste Sterbehilfe, die Menschen einander geben können, ist Vertrauen zueinander und Zeit füreinander.

Gott existiert. Und: Über Gott, über sein lebendiges Wort für unser Leben, können und müssen wir streiten. Davon bin ich bis heute überzeugt. Widersprüchliche theologisch-ethische Gedanken im Blick auf unsere menschliche Verantwortung für ein „gutes Leben“ und für ein „gutes Sterben“ zeugen nicht von mangelndem Gottvertrauen, sondern sind Preis und Konsequenz von der „Freiheit selbstbewusster Christenmenschen“.

3. Nikolaus Schneider

Ich bin in einer Familie groß geworden, die in meiner Kinder- und Jugendzeit ganz selbstverständlich von der „Nicht-Existenz Gottes“ ausging. Das wurde gar nicht diskutiert. Bei uns zu Hause wurde überhaupt nicht viel diskutiert oder gestritten. Nicht über Gott und auch nicht über Tod und Sterben, obwohl beides doch zu den Grundgegebenheiten des Lebens gehört. Und obwohl unabweislich ist: Das Sterben ist der letzte Teil des Lebens, Leben und Sterben gehören deshalb zusammen.

Auch wenn Sterben und Tod zu den Grundgegebenheiten

des Lebens gehören, gehörte deren *Erleben* nicht selbstverständlich zu meiner Kinder- und Jugendzeit. Ich kann mich persönlich gar nicht exakt daran erinnern, dass ich das Sterben von Menschen aus unserer Familie in Kindheit oder Jugend bewusst miterlebt hätte. Ich kann auch keinen klaren Eindruck von einer Beerdigung in meinem Gedächtnis aufrufen. Lediglich vage Erinnerungen kann ich benennen, die von dunklen, gedrückten Stimmungen, von Unverständnis und Sprachlosigkeit zeugen. Sie luden auf keinen Fall dazu ein, später nachzufragen oder darüber sprechen zu wollen. Ich habe eher den Mund verschließende und das Denken einfrierende Tabus erlebt.

Mein Entschluss, am Konfirmationsunterricht teilzunehmen, mich taufen zu lassen, Verantwortung in der gemeindlichen Jugendarbeit zu übernehmen, hat diese Situation nicht tief greifend verändert. Auch nicht der gute Religionsunterricht am Gymnasium, der meine Vorstellungswelt und meine Sprachfähigkeit erweiterte – was in diesen Fragen zu einer Distanz zu meiner Familie führte. Denn die Existenz Gottes sah ich nun anders als meine Familie, über Sterben, Tod und Auferstehung dachte ich anders, aber die existenzielle Verankerung war theoretisch. Was das alles für meine Lebenspraxis bedeuten mag, diese Frage deutete sich erst an.

Das änderte sich erst in meiner Studien- und Ausbildungszeit. Tod und Sterben gehörten zu den Themen des Studiums. Ganz lebhaft habe ich ein Blockseminar zum Thema „Auferstehung“ in Erinnerung, in dem ich die Texte des AT und des NT zum Thema gründlich kennenlernte. Aus der exegetischen und kulturgeschichtlichen Beschäftigung erwuchs auch die Notwendigkeit, eine persönliche Position zu beziehen. Ich fragte mich also nun viel intensiver, was Sterben und Tod für mich persönlich bedeuten, welche Vorstellungen von Sterben und Tod und deshalb auch vom Leben für mich bedeutsam sein sol-

len, und was das mit meiner Lebenshaltung macht. Aber auch das war eine theoretische Beschäftigung, die nicht dazu diente, das konkrete *Erleben* von Sterben und Tod einzuordnen und zu verarbeiten. Das sollte sich aber bald ändern: Der dramatische Tod eines Onkels meiner Frau, der verstörte Kinder, Jugendliche und eine Witwe hinterließ, führten bei mir auch zur existenziellen Auseinandersetzung mit den Fragen nach einem „guten Sterben“ und den Hoffnungen über den Tod hinaus.

In meiner praktischen Ausbildung für das Pfarramt waren die ersten Beerdigungen die für mich emotional stärksten Herausforderungen: Ich war herausgefordert, existenzielle Grenzerfahrungen zu begleiten, als Pastor den Menschen nahe zu sein und ihre Situation aus der Kraft meines Glaubens zu deuten. Solidarisches und gleichzeitig helfendes „Mitleben und Mitleiden“ waren nun gefragt, nicht das theologisch-kundige Erörtern von Theorien. Diese Ausbildungszeit war prägend für das Herausbilden meiner Lebenshaltung, bei der Existenzielles und Professionelles zusammenkamen.

Beerdigungen waren eine Hauptaufgabe meiner Zeit als Gemeindepfarrer. Vor allem das Bemühen um die Begleitung der Angehörigen und Trauernden verstand ich als eine wesentliche Aufgabe meines pastoralen Dienstes. Das Einordnen und Deuten von Lebensgeschichten der Verstorbenen, aber auch der trauernden Angehörigen auf dem Hintergrund der biblischen Tradition führte zu einer permanenten Auseinandersetzung mit den Fragen von Tod, Sterben und Leben. Die Leitung von Beerdigungsfeiern war im Grunde eine Anleitung zur Sprach- und Denkfähigkeit und damit auch zur Handlungsfähigkeit von Menschen im Umgang mit Tod und Sterben, um „gut“ leben zu können. Und dabei war mein eigenes Denken, Sprechen und Handeln indirekt auch Gegenstand der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung von Beerdigungen.

Besuche bei und das Gespräch mit Sterbenden selbst, aber

auch das Gespräch mit Angehörigen oder die Begleitung der Familien, wenn zu Hause gestorben wurde, haben mich geprägt. Geprägt hat mich auch, dass eine Gemeindegeschwister mich zu Besuchen bei Sterbenden mitnahm. Ich lernte, dass jeder Mensch unvertretbar seinen ganz eigenen Tod stirbt. Und dass das Sterben im Normalfall nicht dramatisch sein muss. Ich lernte, wie schwer es ist, die Frage „wie lange noch?“ zu beantworten. Und dass die Hilfe *beim* Sterben und die Hilfe *zum* Sterben ineinander übergehen können. Ich lernte, welche Gedanken und Worte, welche biblischen Stücke und welche Gebete tragen. Ich musste nicht in jeder Situation eigene Worte finden und konnte mich auf tradierte Sprache wie etwa den 23. Psalm oder das Vaterunser verlassen. Es war für mich eine geschenkte Zeit des Hineinlebens und Vertrautwerdens mit der Lebenswirklichkeit des Sterbens, die viele Menschen selten und alle Menschen auf sich selbst bezogen nur einmal erleben – ein großes Privileg.

Vor allem sollten die Bedürfnisse und Wünsche der Sterbenden maßgebend sein.

Als ich mehr und mehr in die Öffentlichkeit hineinwirkende Verantwortung für unsere Kirche übernahm, wurden die Fragestellungen andere: Welche Normen sollen in unserer Gesellschaft für die letzte Wegstrecke jedes Menschen gelten? Welche Hilfestellung kann und muss eine Gesellschaft für die Familien und die Sterbenden leisten? Welche Aufgaben haben die Kirchen dabei? Welche Einrichtungen und Dienste benötigen wir, damit Menschen in unserem Land gut leben und sterben können? Wie viel Geld nehmen wir als Kirche und Staat dafür in die Hand? Welche Rechte und Verbote benötigen wir dazu?

Bei der Diskussion all dieser Fragen wollte ich meine Positionen nicht allein aus den Lehren unserer Kirche theologisch-dogmatisch oder aus der Heiligen Schrift biblisch-exe-

getisch ableiten, um Forderungen und Empfehlungen zu formulieren. Vor allem sollten die Bedürfnisse und Wünsche der Sterbenden maßgebend für Regelungen sein, die in unserer Gesellschaft gelten. Meine praktischen Erfahrungen als Gemeindepfarrer hatten mich in den Stand gesetzt, bei den Debatten über gesellschaftliche Normen mit innerer Gewissheit für lebensfreundliche Lösungen einzutreten. Das bleibt für mich gültig, auch wenn die Spannung zwischen der seelsorgerlichen Betrachtung einer konkreten Sterbesituation und der öffentlichen Diskussion über das gesellschaftliche Normengefüge nicht aufzulösen ist.

Am intensivsten betroffen von den Fragen nach Leben, Sterben und Tod war ich bei der Begleitung unserer Tochter Meike während ihrer Leukämieerkrankung. Und ebenso, als meine Frau an Krebs erkrankte und in absehbarer Zeit mit ihrem Tod rechnen musste. Beide Erfahrungen haben mich zutiefst „durchgerüttelt“, Wunden an meiner Seele geschlagen und Narben zurückgelassen. Diese Erfahrungen führten mich aber auch zu der Gewissheit, dass die in meinem bisherigen Leben erworbenen Überzeugungen und Lebenshaltungen mich selbst zu tragen vermögen, wenn ich existenziell an meine Grenzen komme. Insofern waren diese Krisenzeiten Zeiten eines „guten Lebens“ für mich. Und heute lebe ich zuversichtlich in meiner letzten Lebensphase, an deren absehbarem Ende mein eigenes Sterben und mein eigener Tod stehen werden – und die kommende Zeit in Gottes Reich.

Die vertrauensvollen und widersprüchlichen Gedanken dieses Buches sollen zum Einordnen, Akzeptieren und Umgehen mit den großen Lebensthemen Sterben und Tod dienen. Bei allen offenen Fragen sollen Menschen „gut“ mit der Ungewissheit über die ihnen zugemessene Lebenszeit, die Art ihres Sterbens und ihres Todes leben können. Und dazu gehört für mich, dass bei der Beantwortung der Fragen danach, was an

Hilfen beim Sterben und zum Sterben geboten oder verboten ist, eine vollständige und letzte Eindeutigkeit nicht möglich ist. Dazu gehört aber vor allem, dass das Zeugnis unseres Glaubens uns zu tragen vermag: Gott geht mit uns durch das Sterben und den Tod hindurch. Wir können diesen letzten Weg im irdischen Leben zum Leben in Gottes Reich ganz seinem Geleit anvertrauen.

„Gott geht mit uns durch das Sterben und den Tod hindurch.“ – Bevor wir uns mit dieser Annahme beschäftigen, wollen wir in diesem Kapitel klären, worüber wir reden, wenn wir von Gott sprechen.

I. Wer ist Gott, und wenn ja, wie viele?

WOLFGANG THIELMANN: Lassen Sie uns über die Grundlage reden, von der aus wir Christen ethische Fragen entscheiden. Welche Gottesbilder prägen unseren Glauben und damit auch unsere theologisch-ethischen Entscheidungen?

NIKOLAUS SCHNEIDER: An dieser Frage wird ein Grundproblem der Theologie deutlich: Wie können Menschen überhaupt von Gott reden? Die Rede von Gott macht ja nur Sinn, wenn wir Gott eine uns Menschen unverfügbare Transzendenz zubilligen. Deshalb können Menschen niemals absolut wahr und eindeutig von Gott reden, denn Gott ist Gott und wir sind Menschen. Wir können Gott nicht definieren und nicht logisch widerspruchsfrei über Gott reden, so wie wir über die Welt reden und sie erforschen können. Im Blick auf das Reden von Gott sind wir angewiesen auf Zeugnisse, die Menschen uns hinterlassen, die bestimmte Erfahrungen mit Gott gemacht ha-

ben. So wie die Zeugnisse, die sich in der Bibel niedergeschlagen haben, oder wie das, was uns andere Menschen an Erfahrungen mit Gott erzählen. Am Ende kommt es aber auf unsere eigenen Erfahrungen an, die wir mit Gott machen.

Unsere Gotteserfahrung geht über unseren Verstand und unser Vorstellungsvermögen hinaus.

Was wir von Gott erfahren, bleibt an unseren Verstand und an unser Vorstellungsvermögen gebunden. Unsere Gotteserfahrung geht allerdings über unseren Verstand und unser Vorstellungsvermögen hinaus. Zwar ist die Bindung an unser menschliches Vermögen die Grenze dessen, was wir aus uns heraus über Gott sagen und was wir von Gott glauben können. Zwar ist das im Ansatz unangemessen, denn wir verlängern Erfahrungen und Vorstellungen, Reflexionen und Überlegungen aus unserem irdischen Leben und unseren menschlichen Erfahrungen in Gottes Reich und Ewigkeit. Anders geht es nicht. Wir können die Grenzen unseres Menschseins nicht überschreiten. Wir können nicht „Gott“ werden. Aber das ist für Gott anders: *Er* kann die Grenzen zum Menschen überschreiten, sich Menschen offenbaren und sein Wort unter Menschen lebendig werden lassen.

So wird Unmögliches möglich. Deshalb können wir von Gott reden. Denn unsere Worte und Vorstellungen bleiben zwar an unsere Grenzen gebunden, werden aber gleichzeitig von Gottes Geist inspiriert, sind also auch Ausdruck von Gottes Grenzüberschreitungen.

Was wir über Gott sagen können, sagen wir also aufgrund von Beziehungserfahrungen. Aus Beziehungen zu Menschen heraus, denen wir vertrauen können, wenn sie über ihre Gotteserfahrungen berichten. Und aus unserer eigenen Beziehung zu Gott heraus, die aus seiner Grenzüberschreitung zu uns mög-

lich wird. Deshalb scheinen mir Beziehungsbegriffe am geeignetsten, um Gottesvorstellungen auszudrücken, auf die wir uns in unserem Leben und Sterben verlassen können.

ANNE SCHNEIDER: Für mich ist genau das die unhinterfragbare Grundannahme für unseren Glauben: Dass Gott sich auf die menschliche Ebene begeben hat und dass Gottes Geist heute den menschlichen Geist inspiriert. Davon redet die Bibel und das müssen wir als Voraussetzung akzeptieren, sonst ergibt das menschliche Reden von Gott keinen Sinn. Ich rede hier nicht nur und keinesfalls exklusiv von einer Menschwerdung Gottes in Jesus. Wohl glaube ich Jesus als das für Christinnen und Christen *grundlegende* lebendige Gotteswort. Aber für mich offenbarte sich Gott etwa auch bei den Propheten Israels so, dass sein Wort von Menschen wahrgenommen werden konnte. Und ich bin davon überzeugt, dass Gott auch außerhalb von Judentum und Christentum mit Menschen kommuniziert hat und bis heute kommuniziert. Diese Offenbarungsakte gehen von Gott aus. Nur weil und nur wenn Gott sich auf die menschliche Ebene begibt, können wir mit unseren menschlichen Gottesvorstellungen und Gottesbildern angemessen antworten.

Ich bin mir mit Nikolaus darin einig, dass wir *nicht* annehmen, Gott habe die Bibel unmittelbar geschrieben oder wörtlich diktiert. In der Bibel finden wir Gottes Wort untrennbar vermischt mit Menschenworten. Auch Jesus gibt es für uns nicht „unmittelbar“, auch über ihn haben wir nur menschliche Glaubenszeugnisse, Berichte und theologische Reflexionen – dabei sind meinem Christusglauben die vier Evangelien näher als die Reflexionen von Paulus über Jesus. Alle biblischen Texte über Gottes Offenbarungen und Wirken sind für mich ganz wesentlich durch menschliche – vermutlich vorwiegend männliche! – Erfahrungen und Interessen geprägt. Das unterscheidet mich von biblischen Fundamentalisten.

An manchen Stellen der Bibel scheint mir der Menschengeist den Geist Gottes sogar zu verdunkeln. Etwa bei einigen Stellen im Buch der Offenbarung, wenn sie von Rachegefühlen gegen die Unterdrücker der frühen Christenheit getrieben sind und in Rachebildern schwelgen als Genugtuung dafür, dass Glaubensgeschwister gefoltert und getötet werden.

Auch Gottesbilder, die Züchtigungen von Kindern und strafende Gewalt schönreden – wie etwa im 12. Kapitel des Hebräerbriefes (Verse 6–11) – kann ich nicht als göttliche Offenbarung glauben.

Darin liegen für mich die Kernaufgabe und das Kernproblem der Theologie: Sie muss unterscheiden, wo sie Gottes Wort im Menschenwort wahrnimmt oder wo Menschenworte das Wort Gottes verdunkeln und verfälschen. Wir Menschen hatten und haben dafür kein eindeutiges Kriterium, weder in der Bibel noch in der jeweils aktuellen Theologie, das hier sauber und eindeutig trennen könnte. Menschen müssen hier immer wieder neu in der Verantwortung vor Gott und vor ihren Mitmenschen theologische Entscheidungen treffen. Und sie müssen immer wieder neu fragen, welche Wirkung eine bestimmte theologische Behauptung oder ein bestimmtes Gottesbild haben. Aber Achtung: Auch die Wirkungen sind ambivalent. Gottes Wort in alten Texten zu hören und darauf zu antworten, das ist und bleibt ein Prozess von schwierigen Entscheidungen. Es gibt keine absolute Eindeutigkeit und Sicherheit.

NIKOLAUS SCHNEIDER: In der Tat, und es gibt auch keine objektive Gewissheit, um festzustellen: Das und nur das ist Gottes Stimme. Aber es gibt Annäherungen und konkrete Wahrheiten in konkreten Situationen. Und der Maßstab der Wirkung – etwa ob unsere Rede von Gott einen Menschen aufrichtet oder zerbricht – hilft sehr bei der Unterscheidung.

ANNE SCHNEIDER: Ich mag den Schweizer Theologen und Dichter Kurt Marti, auch weil er mir deutlich gemacht hat: Wir müssen *widersprüchlich* von Gott reden. Sobald wir eindeutig von Gott sprechen, werden wir ihm nicht gerecht. Gott selber zerbricht ständig die Bilder, die wir von ihm entwerfen. So formuliert Kurt Marti in einem Gebet: *„Beugten wir die Knie vor Dir, dem Herrn, kamst Du uns als Bruder entgegen. Beschworen wir Deine Brüderlichkeit, erging die Antwort schwesterlich.“*¹ Und Fulbert Steffensky beschreibt,² wie er im Alter bemerke, dass seine früheren Gottesbilder in Scherben gehen. Das empfinden auch wir so. Wir werden nicht sicherer in und mit unseren Glaubensvorstellungen und Gottesbildern, sondern wir erkennen ihre Relativität. Anstelle von dogmatischen Glaubenssätzen tragen uns zunehmend konkrete Wahrheiten über unsere Gotteserfahrungen in ganz unterschiedlichen Lebenssituationen. Und dabei brauchen wir gerade für unser Reden von Gott und für unser Kommunizieren über Gotteserfahrungen vertrauensvolle und widersprüchliche Gedanken.

NIKOLAUS SCHNEIDER: Bestimmte Arten der Rede von Gott sind zeit- und kulturgebunden. Sie haben auch etwas mit der Entwicklung der Zivilisation zu tun. Gott, der große Weltenlenker, das ist ein Bild aus der Zeit, wo Könige und Fürsten die absolute Macht in ihrem Land besaßen. Man darf diese Bilder nicht verobjektivieren. Sie werden in dem Moment falsch, wo ich einem einzelnen Menschen sage: Gott hat alles, was dir widerfahren ist und widerfahren wird, in seinem Buch aufgeschrieben, er hat einen speziellen Plan für dich. Ich denke dagegen: Gott ist Gott, wer bin ich, dass ich anfangs zu definie-

1 Marti, Kurt: *DU. Rühmungen* © Radius-Verlag Stuttgart 2008.

2 Steffensky, Fulbert: *Heimathöhle Religion. Ein Gastrecht für widersprüchliche Gedanken.* © Radius-Verlag Stuttgart 2015.

ren, wie Gott ist. Und zu deuten und zu rechtfertigen, was er anderen Menschen zumutet? Ich finde es schon in Ordnung, dass ein einzelner Mensch *für sich* sagt: Gott geht mit mir jetzt diesen Weg, und auch wenn ich mein Schicksal gerade nicht begreife, vertraue ich darauf, dass Gott mit mir doch zu einem Ziel kommt.

Damit drückt er aus, dass er auch in seinen schweren Zeiten auf Gottes Lebensmacht vertraut. Wenn jemand für sich persönlich dieses als eine Glaubenserfahrung so sagen kann, dann sagt er etwas über seine konkrete Gottesbeziehung aus. Aber er sagt es nicht im Sinne einer formal objektiven Definition Gottes. Das muss man auseinanderhalten.

WOLFGANG THIELMANN: Politiker wie Helmut Schmidt und Heiner Geißler haben gesagt, dass ihr Bild von Gott immer unbestimmter wird und sich dadurch für sie auch die Vorstellungen des Christentums relativieren. Haben Sie keine Angst, dass Ihnen Gott fremder wird, dass sein Bild sich nicht nur verändert, sondern seine Konturen insgesamt schwächer werden?

Wir müssen *widersprüchlich* von Gott reden.

ANNE SCHNEIDER: Ja, ich glaube, meine Gottesbilder werden unbestimmter. Und manche meiner vertrauten Gottesbilder zerbrechen. Aber für mich zerbricht nicht die Existenz Gottes. Das hat sich durchgezogen, auch beim Sterben von Meike: Ich musste immer neu Abschied nehmen von Gottesbildern, die ich mir in meiner Kindheit und Jugend gemacht hatte. Ich bin in der Vorstellung des Jesuswortes aufgewachsen, dass Gott alle Haare auf meinem Haupt gezählt hat, mir also letztlich nichts passieren kann, was nicht dem unmittelbaren Willen Gottes entspricht. Und wenn mir ein Leid widerfährt, dann wird es

schon seinen guten Sinn haben, denn Gott hat einen Plan und macht alles richtig und für mich zum Besten. Spätestens im Jenseits fügt sich das Puzzle dann für jeden Menschen zu einem schönen, stimmigen Bild zusammen.

Diese Vorstellung habe ich aufgegeben. Ich denke, Gott hat keinen Plan für Folteropfer und verhungernde Kinder. Sobald ich über mein persönliches Leben hinausschaue und auf die Welt blicke, lässt sich der Gedanke nicht mehr durchhalten, dass Gott für jeden dieser gequälten und gebrochenen Menschen einen Plan hatte. Ich kann das jedenfalls nicht mehr denken und auch nicht mehr glauben. Entsprach es Gottes gutem Plan und Willen, dass Ärzte mich vor vier Jahren von meinem aggressiven Krebs heilen konnten, während mein kranker Freund an seiner Krebserkrankung sterben musste? Dieses Bild, Gott hätte für jedes Individuum auf der Welt einen „haargenauen“ Plan mit festgelegter Todesstunde, habe ich aufgegeben. Trotzdem ist in mir eine große Dankbarkeit für mein Leben auch Gott gegenüber. Weil mein Leben – auch meine Leiderfahrungen, auch meine Krankheit und selbst der Tod unserer Tochter – immer in so viel Glaube, Hoffnung und Liebe eingebettet war und ist, dass ich es als ein großes Gottesgeschenk sehe.

NIKOLAUS SCHNEIDER: Das gilt auch für mich: Die Existenz Gottes steht für mich nicht infrage, aber auch meine Gottesbilder werden uneindeutiger und abstrakter. Das gilt etwa für eine eindeutige geschlechtliche Fixierung meiner Gottesvorstellung auf das männliche Geschlecht. Ich kann und will mich nicht von dem „Vaterbild“ für Gott verabschieden, das in Jesu Verkündigung eine unverzichtbare Rolle spielte. Aber ich habe in den letzten Jahrzehnten gelernt, dass dieses Vaterbild Ergänzungen braucht: „*Gott ist die Liebe*“ zum Beispiel. Aber auch Anreden wie „*Gott, du Freundin des Lebens!*“.

Neu wichtig wurde mir in diesem Zusammenhang etwa auch die alttestamentliche Geschichte von Gottes Selbstvorstellung im brennenden Dornbusch. Mose fragt Gott, der ihn aus dem brennenden Busch heraus als Führer des Volkes Israel beruft, nach dessen Namen: Was soll ich sagen, wenn der ägyptische Pharaο mich fragt, in wessen Namen ich ihn auffordere, das Volk Israel aus der Knechtschaft freizugeben? Und Gott antwortet: „Ich bin, der ich bin“ oder „Ich werde sein, der ich sein werde“. Man kann das in einer gewissen Variationsbreite übersetzen. Es heißt auch: „*Ich bin mit dir*“ und „*Ich werde mit dir sein*“. Der Name spielt für eine Identität eine große Rolle, in der jüdischen Tradition noch stärker als in unserem modernen säkularen Alltag. Das Märchen vom Rumpelstilzchen zeugt allerdings davon, dass Namen auch hier eine tiefere Bedeutung

Gottes Name enthält eine Verheißung: Gott verspricht sein Geleit.

hatten: Den Namen eines anderen zu kennen, kann zugleich Macht über den anderen implizieren. Die Antwort Gottes auf die Frage des Mose nach seinem göttlichen Namen macht deutlich, dass er die Frage akzeptiert und gleichzeitig zurückweist. Der Name, den Gott von sich preisgibt, entzieht sich jeder eindeutigen Festlegung. Gottes Name enthält eine Verheißung: Gott verspricht sein Geleit. Aber Gott macht sich mit seiner Namensnennung nicht uns Menschen untertan. Das ist mir wichtig: Ich will mit meinem Reden über Gott keine Macht ausüben – weder über Gott noch über andere Menschen.

ANNE SCHNEIDER: Das will ich auch nicht. Aber ich will auch nicht, dass biblische Gottesbilder Macht über mein Fühlen und Denken ausüben. Dass ich etwa angesichts von Leiderfahrungen Klagen und Zweifel an Gottes Walten unterdrücken muss.

Deshalb mag ich das Buch der Psalmen ganz besonders. Die Autoren der Psalmen begeben sich mit all ihrem Fühlen und Denken hinein in die Beziehung zu Gott, mit ihren Zweifeln, ihrer Wut, ihrer Freude. Es geht ihnen um kein abstraktes wissenschaftliches oder philosophisches Gottesbild. Es geht ihnen nicht um eindeutige und geschichtslose Definitionen Gottes. Es geht um ihre konkreten Gotteserfahrungen. Die Psalmbeter loben Gott, sie beklagen sich über ihn, sie hoffen, dass Gott sie rächen wird. In den Psalmen finden wir vertrauensvolle und widersprüchliche Gedanken über Gott und sein Wirken: Dass Gott uns Menschen „wie ein Gras vergehen lässt“. Aber auch, dass Gott den Menschen „wenig niedriger als Gott gemacht und alles unter seine Füße getan hat“. Ein Psalmbeter freut sich: „Gott, du stellst meine Füße auf weiten Raum.“ Der nächste klagt: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

WOLFGANG THIELMANN: Ich kann also persönlich sagen: Ich habe Gott gebeten, und er hat meine Bitte erfüllt, aber ich soll daraus nicht objektiv ableiten: Wer Gott bittet, dessen Bitte erfüllt er auch? Wenn allein meine konkrete persönliche Beziehung zu Gott über angemessene Gottesbilder entscheidet, schaffe ich ihn dann nicht zu *meinem* Bild?

Religion entsteht durch Kommunikation und Religion braucht Kommunikation, um sich als eine Lebenskraft zu erweisen.

NIKOLAUS SCHNEIDER: Das ist genau der Kern der Religionskritik von Feuerbach. Ludwig Feuerbach meinte, die christliche Theologie als Anthropologie zu enthüllen. Er vertrat die Überzeugung, dass unsere christlichen Gottesvorstellungen und Gottesbilder nur eine Vergötterung des menschlichen Wesens und positiver menschlicher Eigenschaften wären.

Da müssen wir wirklich aufpassen, dass wir uns nicht einen ganz persönlichen Gott nach unseren ganz persönlichen Wünschen, Sehnsüchten und Interessen formen. Deshalb ist für mich die Bindung meines theologischen Denkens und Redens an die Bibel so wichtig und unverzichtbar. Auch und gerade an Bibelstellen, die mich und meine Gottesvorstellungen infrage stellen. Und ich fühle mich – wohl mehr als Anne – mit meinem theologischen Denken, Entscheiden und Urteilen auch an theologische Traditionen und an große Theologen meiner evangelischen Kirche wie etwa Karl Barth gebunden. Die wichtigste Gegenkraft allerdings gegen die Versuchung, uns einen Gott nach unserem Bild zu schaffen, sehe ich in der Erkenntnis: Religion entsteht durch Kommunikation und Religion braucht Kommunikation, um sich als eine Lebenskraft zu erweisen. Mein Glaube verlangt nach Kommunikation mit den Vätern und Müttern des christlichen Glaubens, nach Kommunikation mit theologischen Zeitgenossen, nach Kommunikation mit Menschen, die mein Leben und meinen Glauben teilen, nach Kommunikation mit Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen und nicht zuletzt nach Kommunikation mit Gott im Gebet und im Lesen biblischer Texte. Der Austausch von widersprüchlichen Gedanken, der Diskurs über theologische Reflexionen, die Bereitschaft, meine persönlichen Erfahrungen und Ansichten zu relativieren – das alles hilft mir dazu, meinen kleinen Menscheng Geist nicht mit Gottes Geist zu verwechseln.

WOLFGANG THIELMANN: Nun ist in der Bibel auch davon die Rede, dass Gott am Ende der Zeit Gericht halten wird. Es gibt dabei die Bilder und Vorstellungen von einem unbarmherzig strafenden und verwerfenden Gott. Was bedeuten diese Gottesvorstellungen einer finalen göttlichen Gerichtsverhandlung für Sie?

ANNE SCHNEIDER: Aus meiner Kindheit kenne ich das Wandbild vom breiten und vom schmalen Weg: vom schmalen Weg, der in die ewige Seligkeit, und vom breiten Weg, der in die ewige Verdammnis führt.

WOLFGANG THIELMANN: Das Bild der Stuttgarter Diakonisse Charlotte Reihlen von 1867 hat pietistische Familien über Generationen geprägt. Auch ich habe es noch in meiner Kirche gesehen. Auf dem breiten Weg lagen das Theater, Glücksspielhäuser, interessanterweise auch die Eisenbahn, und am Ende das Höllenfeuer. Auf dem schmalen lagen die Sonntagsschule, die Zeltmission, die Kinderrettungsanstalt und ein Diakonissenhaus und am Ende das gold glänzende neue Jerusalem. In der Bibel heißt es zum neuen Jerusalem: Gott wird abwischen alle Tränen. Aber wohl nicht die der Ungläubigen und derjenigen, die das Leben schon auf der Erde genießen?

NIKOLAUS SCHNEIDER: Ob es wirklich von Gott für manche Menschen nach ihrem Tod eine endgültige Verwerfung geben wird, müssen wir abwarten. Grundsätzlich macht mir der biblische Gerichtsgedanke deutlich, dass es nicht beliebig ist, wie wir leben, sondern dass wir Rechenschaft über unser Leben werden geben müssen. Das wird nicht nur schön. Ich halte mich da an das, was Paulus im 1. Korintherbrief beschreibt: *dass Christus uns retten wird, aber wie durchs Feuer hindurch*. Ich übersetze das gerne so: Es wird peinlich und unangenehm, aber es hat das Ziel, mich zurechtzubringen, nicht, mich zu vernichten. Ich würde also nicht mit Bildern hantieren, nach denen der eine auf ewig gerettet und der andere auf ewig verloren ist und keiner genau weiß, auf welcher Seite er zu stehen kommt. Deshalb bin ich im Blick auf Verdammungsurteile zurückhaltend. Die Vorstellungen vom Gericht Gottes sind für mich die unabweisbare Aufforderung, mir dessen bewusst zu sein, dass

wir Verantwortung zu übernehmen haben für uns und unser Leben.

ANNE SCHNEIDER: Wir müssen dabei auch Verantwortung für die Menschen um uns herum und für unsere gesellschafts-politischen Zustände übernehmen. Die Bibel macht uns deut-lich: Es geht Gott nicht allein um das individuelle Seelenheil Einzelner. Gott geht es auch um Frieden und Gerechtigkeit in unseren Beziehungen und Gemeinschaften. Von Kurt Marti gibt es ein wunderbares Ostergedicht:

1. Das könnte den Herren der Welt ja so passen,
wenn erst nach dem Tode Gerechtigkeit käme,
erst dann die Herrschaft der Herren
erst dann die Knechtschaft der Knechte
vergessen wäre für immer.
2. Das könnte den Herren der Welt ja so passen,
wenn hier auf der Erde stets alles so bliebe,
wenn hier die Herrschaft der Herren,
wenn hier die Knechtschaft der Knechte
so weiterginge wie immer.
3. Doch ist der Befreier vom Tod auferstanden,
ist schon auferstanden und ruft uns nun alle
zur Auferstehung auf Erden,
zum Aufstand gegen die Herren,
die mit dem Tod uns regieren.³

Dieses Gedicht spiegelt den Gedanken wider, den Nikolaus gerade erläutert hat: Das Leben hier ist nicht beliebig. Es gibt Berichte über Nahtoderfahrungen von Menschen, in denen al-

3 Marti, Kurt: Anderes Osterlied: Das könnte den Herren der Welt ja so passen. Zuerst erschienen in: Janssens, Peter: Wir können nicht schweigen. © Peter Janssens Musik Verlag, Telgte 1970.

les licht und freundlich ist und nette Menschen kommen, um uns abzuholen. Diese Berichte lassen uns glauben: Gott ist der große Allversöhner. Nach unserem Tod ist alles Friede, Freude, Eierkuchen, egal, ob man hier gemordet und gefoltert hat, ob man Opfer oder Täter war. Dagegen spricht der wichtigste Gerichtstext im Neuen Testament in Matthäus 25. Dieser Text, ein Gleichnis Jesu, spricht nicht die Frage des richtigen Bekenntnisses an, sondern des richtigen Handelns. Die Leute, die nach Jesu Gleichnis gerechtfertigt werden, haben ihn in diesem Leben gar nicht gekannt oder erkannt.

Ich brauche diese Vorstellung, denn ich will gar nicht, dass Jesus mich freispricht, weil ich getauft oder Mitglied einer Kirche bin. Ich will, dass Jesus mich freispricht, weil ich viel geliebt habe – so wie die Sünderin im Lukasevangelium. Viele unserer Freunde und Freundinnen leben als Atheisten oder Agnostiker, aber sie handeln vielfach so, wie Gott es nach den biblischen Zeugnissen von Menschen erwartet. Ich kann und will sie nicht von Gottes Reich ausschließen, weil sie nicht das richtige Bekenntnis haben. Und ich kann und mag mir keinen Gott vorstellen, der alle Menschen aus Religionen und Weltanschauungen, die es neben dem Christentum gibt, im Höllenfeuer schmoren lässt. Ich kann auch nichts anfangen mit einem kleinlichen Gott, der uns als Vorstufe zum Himmel durchs Fegefeuer gehen lässt, wo wir unsere Sündenstrafen abbüßen müssen, wenn wir uns nicht durch fromme Handlungen davon freigekauft haben. Da finde ich, haben die Gottesvorstellungen Martin Luthers doch eine Befreiung gebracht.

WOLFGANG THIELMANN: Kennen Sie die Kritik aus evangelikalen Kreisen, in den Kirchen werde die Liebe Gottes überbetont und sein Gericht unterschlagen?

NIKOLAUS SCHNEIDER: Die Kritik, es werde zu wenig Gericht gepredigt, höre ich mit ganz großen Ohren. Sie weckt bei mir schnell den Verdacht, dass Menschen sich gerne dazu aufwerfen, schon jetzt der Staatsanwalt des ewigen Gerichtes sein zu wollen und schon jetzt Leute anzuklagen und mit der ewigen Verdammnis zu bedrohen.

ANNE SCHNEIDER: Und sich selbst freizusprechen.

NIKOLAUS SCHNEIDER: Ja, manche Christinnen und Christen spielen gerne schon einmal die irdische Instanz des himmlischen Gerichts, nämlich die staatsanwaltschaftliche. Oder sie maßen sich sogar an, der richtende Arm Gottes zu sein. Das finde ich unangemessen, geradezu hochmütig, fast blasphemisch, so aufzutreten. Weder die Rolle des Staatsanwalts noch die Rolle des Richters im Gericht Gottes steht uns Menschen zu.

WOLFGANG THIELMANN: Aber verlangt der Gott der Bibel nicht eine grundlegende Entscheidung von Menschen: Für ein Leben mit Gott und Jesus? Mit dem Bekenntnis: Christi Blut hat mich erlöst? Und mit ethischen Entscheidungen, die dem biblischen Wort Gottes entsprechen?

ANNE SCHNEIDER: Da antworten die Evangelien ja ein bisschen anders als Paulus. Wie gesagt, ich hänge mehr an den Evangelien. In der tollen Erzählung von den ungleichen Söhnen berichtet Jesus von einem Vater, der seine beiden Söhne um einen Gefallen bittet. Der eine sagt Ja und tut nichts, der andere sagt Nein und wird tätig. Und Jesus fragt: Wer ist denn nun gerechtfertigt? Jesus sagt: der zweite, denn er hat den Willen des Vaters erfüllt, auch wenn er ihn verbal abgelehnt hat.

Ich bin aus meiner vom Jugendbund für Entschiedenes Christentum (EC) geprägten Jesus-Tradition etwas herausge-

wachsen. Für mich stehen Jesus und Gott nicht auf gleicher Stufe. Oder um es ganz klar zu sagen: Für mich ist Jesus nicht Gott.

WOLFGANG THIELMANN: Was bedeutet das für Ihr Verhältnis zu Gott und zu Jesus?

ANNE SCHNEIDER: Ich würde es so ausdrücken: Ich bin gottaffiner geworden. Jesus ist für mich ein wichtiger Vermittler, der mir zeigt, wie Gott sich unter uns Menschen verdeutlichen will. Aber ich glaube nicht an den Jesus, der sich etwa im Johannesevangelium als der *einzig*e Weg und die *einzig*e Tür zu Gott bezeichnet, und nur wer durch diese Tür geht, kommt zu Gott. Mit diesem Alleinvertretungsanspruch Jesu habe ich ein Problem. Da wird mir der jüdische Glaube wichtiger – der liberale, nicht der orthodoxe. In Gesprächen mit jüdischen Freunden und Freundinnen wird mir klar: Ich könnte nicht leben mit einer Gerichtsvorstellung, die alle Menschen als ewig verdammt ansieht, die kein ausdrückliches Ja zu Jesus Christus als Gottes Sohn und Erlöser sagen. Das geht für mich nicht. Nicht mehr.

Jesus ist *mein* Weg, um in Beziehung mit Gott zu treten. Andere Religionen haben andere Wege zu Gott. Wenn ich Predigten höre, die den Zugang zu Gott auf Jesus beschränken, zucke ich zusammen. Das ist mir zu eng von Gott gedacht. Jesus Christus ist für mich nicht der einzige Erlöser für alle Menschen und alle Welt, um im Gericht Gottes zu bestehen.

NIKOLAUS SCHNEIDER: Wir müssen offenlassen, wie Gott dieses Gericht am Ende der Zeit vollziehen wird. Auch meinem heutigen Glauben ist der Jesus der Evangelien näher als der reflektierte Christus bei Paulus. Mir bleibt aber der Satz aus dem 2. Korintherbrief sehr wichtig: *Gott war in Christus und versöhnte die Welt mich sich selber*. Allerdings darf das „in Christus“

nicht ausschließlich auf den historischen Jesus von Nazareth bezogen werden. Ich will strenger als Anne daran festhalten, dass *Christus allein* der Weg ist. Das ist die Tradition des „solus Christus“ von Martin Luther, in der ich glauben gelernt habe und in der ich mein religiöses Leben verbringe. Für mich ist der Christusweg in den biblischen Texten verbindlich beschrieben. Allerdings glaube ich, dass dieser Christusweg durchaus auch in anderen religiösen Wegen vorkam und vorkommt. Er ist nicht verengt auf unsere Tradition. Ich verstehe den Christusweg weiter, kulturell und menschheitlich. Denn Gott hat die Menschheit geschaffen und nicht nur ihren christlichen Teil. Der Satz „Gott war in Christus“ ragt für meine Begriffe über das christliche Verständnis hinaus.

ANNE SCHNEIDER: Dem könnte ich zustimmen. Nur würde ich nicht vom Christusweg sprechen, sondern vom Gottesweg. Gott war für mich nicht nur in Christus, sondern auch etwa in Abraham.

WOLFGANG THIELMANN: Auch in Mohammed?

ANNE SCHNEIDER: Die Frage, wie weit Gott auch in Mohammed war, stellt sich mir nicht, ebenso wenig die Frage, wie weit Gott auch in Buddha war. Da lebe ich in meiner christlichen „Heimathöhle Religion“, wie Fulbert Steffensky das so schön genannt hat, sozusagen in einer relativen Absolutheit. Ich kann und will nicht allen anderen Religionen gerecht werden. Ich will mich damit auch gar nicht intensiv beschäftigen. So wie es mir und vielen anderen in glücklichen Ehebeziehungen geht: Wir würden nicht objektiv und absolut behaupten können und wollen, dass unser Ehepartner der einzige Mensch ist, mit dem wir unser Beziehungsglück erleben können. Aber ich frage nicht bei anderen Männern, ob der vielleicht auch ein geeigneter

ter Ehepartner für mich wäre. Nikolaus ist der eine und einzige für mich, mit dem ich mein Leben bis zu meinem Sterben verbringen will. Auch das ist eine relative Absolutheit.

In die christliche Tradition bin ich hineingeboren. Auf meinem Lebensweg lernte und lerne ich Menschen kennen, die andere religiöse Heimathöhlen haben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Gott sich Hunderttausende von Jahren nicht darum kümmert, dass Menschen einen Zugang zu ihm finden, ehe er sich Abraham offenbart und in Jesus inkarniert. Ihm wären also etwa die Kulturen der Indianer egal, die Religionen der ägyptischen Pharaonenzeit, die Naturreligionen der afrikanischen Stämme. Gerade weil ich glaube, dass Gott der Schöpfer des Himmels und der Erde und allen Lebens ist, glaube ich auch, dass er von jeher wollte, dass Menschen Zugang finden zu seinem Wort – und dass er dafür verschiedene Wege eröffnete. Und der Weg Gottes in und durch Jesus Christus ist der Weg, auf dem ich dann zu Gott gefunden habe. Auf diesem Weg fühle ich mich aufgehoben und von Gottes Geist begleitet, auch bei der Veränderung meiner Glaubensvorstellungen.

WOLFGANG THIELMANN: Herr Schneider, Ihr Vater war Atheist. Hoffen Sie darauf, auch ihn bei Gott wieder zu treffen?

NIKOLAUS SCHNEIDER: Wie Anne meine ich: Es geht Gott nicht allein um das individuelle Seelenheil Einzelner. Gott geht es auch um Frieden und Gerechtigkeit in unseren Beziehungen und Gemeinschaften. Darum ging es auch meinem Vater. Darum glaube ich, dass er in vielem, was er dachte, sagte und tat, unbewusst den Willen Gottes getan hat.

Die Institution Kirche und kirchliche Verkündigung hatte mein Vater offensichtlich in alter marxistischer Tradition als Gegenkraft für soziale Gerechtigkeit erlebt und gesehen. Darum war's ihm auch schwer zu akzeptieren, dass ich in dieser

Institution arbeitete und predigte. Ich denke, er hätte sich mit meiner Theologie und mit meinen Gottesvorstellungen durchaus anfreunden können. Aber er wollte ganz offensichtlich angesichts seiner anstrengenden Arbeit als Hochofenmeister keine Energien darauf verwenden, theologische Fragen und die positive Bedeutung der Kirche für Frieden und Gerechtigkeit mit mir zu diskutieren. Und wir beide sahen keine existenzielle Notwendigkeit für unsere Vater-Sohn-Beziehung, einander zu missionieren und einander zum Atheismus beziehungsweise zum Christentum zu bekehren.

Als ich meinen Vater beerdigt habe – im Anzug, nicht im Talar –, habe ich das zum Ausdruck gebracht: Ich hoffe, dass Gott bei ihm nicht alleine auf das Bekenntnis seines Redens schaut, sondern auf das Zeugnis seines gesamten Lebens. Er hat in seinem Leben vieles so gemacht, dass es einer Verbundenheit mit Gott entsprechen würde. Wenn ich also das Zeugnis seines gesamten Lebens sehe und an das Gleichnis Jesu im 25. Kapitel des Matthäusevangeliums denke, dann eröffnet sich mir schon die Hoffnung, dass ich ihm auch in der Gegenwart Gottes begegnen kann.

ANNE SCHNEIDER: Gerade beim Sterben und bei der Beerdigung meines Schwiegervaters wurde uns ganz existenziell bewusst: Die theologische Vorstellung, dass Gott alle Menschen, die sich nicht explizit zu Jesus Christus bekennen, nach ihrem Tod mit ewiger Verdammnis bestraft, hilft uns nicht zu einem guten Leben und zu einer guten menschenfreundlichen Sterbebegleitung. Wir müssen Gottes Liebe und Gnade weiter und größer glauben als in den engen Begrenzungen unserer eigenen Religion oder gar Konfession!

WOLFGANG THIELMANN: Haben Judentum und Islam denn denselben Gott wie das Christentum?

Wenn wir an einen einzigen Gott als Schöpfer der Welt und des Lebens glauben, dann können wir nicht von verschiedenen Göttern in den unterschiedlichen Religionen reden.

NIKOLAUS SCHNEIDER: „*Wer ist Gott, und wenn ja, wie viele?*“– Wenn wir an einen einzigen Gott als Schöpfer der Welt und des Lebens glauben, dann können wir nicht von verschiedenen Göttern in den unterschiedlichen Religionen reden. Dann kann es für uns nur verschiedene Gottesvorstellungen und Gottesbilder des *einen* und *einzig*en Gottes geben. Die Vielheit und Vieldeutigkeit der Gottesbilder existiert ja nicht allein in der Unterschiedlichkeit der Religionen voneinander. Die Vielheit und Vieldeutigkeit von Gottesbildern entdecken wir ja schon in unserer christlichen Tradition, sogar in unserer eigenen ganz persönlichen Glaubensgeschichte und innerhalb unserer eigenen religiösen Beheimatung. Das ist ein wesentlicher Grund dafür, dass es innerhalb unserer eigenen Konfession und Kirche ganz widersprüchliche Gedanken und Äußerungen zu theologisch-ethischen Fragen gibt. Nicht zuletzt zu den Fragen nach einem in Gottes Augen „guten Leben“ und „guten Sterben“ und zu der theologischen Bewertung des assistierten Suizids.